

Von blauen und roten Elefanten, grauen und grünen Feldern. Fünf Fragen an Klaus Doderer

„Ein alter Mann traf im Tal drei junge Leute. Einer fragte den Alten nach dem besten Weg auf den Berg: dem bequemsten und dem kürzesten. Der andere nach dem Wetter: ob es oben diesig sei oder die Sonne schiene. Der dritte wollte etwas über die Zeichen der menschlichen Kultur auf der geplanten Wanderung wissen. Der Glatzkopf packte aus, was er wußte. Die jungen Leute schluckten die Weisheit hinunter und hörten sich die Einschätzungen an. Dann marschierten sie los.

Sie mußten erfahren, daß manches anders war, als es sich angehört hatte. Der Weg war stellenweise unbegebar geworden, es stürmte mächtig auf dem Gipfel und die Lehrtafeln an den Steinen waren verblaßt.

Dafür hatten sie unterwegs anderes gefunden, zum Beispiel die Bestätigung der Schwerkraft, die Unbeständigkeit des Wetters, die Notwendigkeit des Zweifels und das Einplanen von Umwegen. Auch die Einsicht in die Vergänglichkeit hatten sie erfahren.

Sie haben es dem Alten nicht verübelt, daß er ihnen Auskünfte gegeben hatte, die überholt waren.“

Diese das Verhältnis zwischen den Generationen und das Problem der Weitergabe von Wissen und Erfahrungen thematisierende Fabel steht am Beginn eines Buches, das Klaus Doderer im Jahr 2000 anlässlich seines 75. Geburtstags als Privatdruck publiziert hat.¹ Entstanden ist sie zu Beginn der siebziger Jahre, in einer Zeit also, die - auch auf dem Gebiet der Kinder- und Jugendliteratur - besonders stark von Gesten des Traditionsbruches bestimmt war.

Als Direktor des Frankfurter Instituts für Jugendbuchforschung von seiner Gründung im Jahr 1963 bis 1990 hat Klaus Doderer² die kinder- und jugendliterarischen Entwicklungen dieses ereignis- und folgenreichen Abschnitts der deutschen Nachkriegsgeschichte nicht nur beobachtet, kritisch kommentiert und analysiert, sondern zum Teil auch initiiert und mitgetragen. In einem Gespräch, an dem Vertreter verschiedener Wissenschaftlergenerationen und Studierende unserer Hochschule teilnahmen (am 23.11.2004), gab Klaus Doderer sein Wissen und seine Erfahrungen um diese Periode, die ihm aus der Doppelrolle als Zeitzeuge und wissenschaftlicher Chronist erwachsen sind, weiter. Dass dieses Gespräch knapp zwei Monate vor Klaus Doderers achtzigstem Geburtstag stattfinden konnte, ist eine besondere Ehre für die Veranstalter. Aus diesem Anlass erschienen im Verlag Beltz und Gelberg Klaus Doderers *Autobiographische Reflexionen* (Untertitel) über *Die Entdeckung der Kinder- und Jugendliteraturforschung* (Titel). Indem er „die Zusammenhänge zwischen den beschrifteten Wegen im Prozess der Theoriebildung innerhalb der Kinder- und Jugendliteratur und den Strömungen des sich verändernden Zeitgeistes in den vergangenen fünfzig Jahren“ (ebenda, 13) thematisiert, behandelt er dort auch einige der Gegenstände des im Folgenden wiedergegebenen Gesprächs.

Eine der fünf Fragen bezieht sich auf ein Buch, das für den in den siebziger Jahren einsetzenden Wandel in der Kinder- und Jugendliteratur Initialfunktion hatte: Ursula Wölfels Anthologie *Die grauen und die grünen Felder*. Dass die Verfasserin dieses wichtigen Buches sich gleichfalls zu einem Blick zurück nach 35 Jahren bereit fand, ist ein ganz besonderer Glücksfall (vgl. Ursula Wölfels Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Anthologie *Die grauen und die grünen Felder* auf S. 61-65).

Schlachtet die blauen Elefanten! ist ebenfalls ein Buchtitel. Das Buch erschien 1973 und der Verfasser ist der Dramaturg und Theaterhistoriker Melchior Schedler, der mit diesem Kampfruf eine Generalabrechnung mit der „Kindertümelei“ im Bereich des Kindertheaters einleitete. Gemeint war die in der zählbaren Praxis der Weih-

¹ Doderer, Klaus (2000): Die doppelte Wirklichkeit. Meine Pfade in die Literatur. Darmstadt: Privatdruck

² Klaus Doderer wurde am 20. Januar 1925 in Biebrich am Rhein geboren und wuchs in Wiesbaden auf. Er studierte Germanistik, Philosophie, Pädagogik und Kunstgeschichte an der Universität Marburg. Später absolvierte er ein Lehramtsstudium am Pädagogischen Institut Darmstadt und war danach im Schuldienst tätig. Seine Dissertation schrieb er 1953 zum Thema *Die Kurzgeschichte in Deutschland*. Ab 1963 bis zu seiner Emeritierung 1990 lehrte und forschte er an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. In der Zeit der Studentenbewegung der 60er und 70er Jahre gehörte er dort zum Kreis der Professoren, die sich für die Reformierung und Liberalisierung der Hochschulen einsetzten. Der Name Klaus Doderer ist untrennbar verknüpft mit dem 1963 an der Universität Frankfurt gegründeten *Institut für Jugendbuchforschung*, dessen Mitbegründer und langjähriger Leiter er ist. Er ist Herausgeber des zwischen 1975 und 1982 erschienenen *Lexikons der Kinder- und Jugendliteratur*, das als ein Standardwerk gilt. Darüber hinaus hat er zahlreiche weitere bedeutende Schriften im Bereich der Kinder- und Jugendliteraturforschung veröffentlicht. Klaus Doderer war von 1970-1974 Präsident der Internationalen Forschungsgesellschaft für Kinder- und Jugendliteratur und 1996-2000 Präsident der Erich-Kästner-Gesellschaft.

nachtmärchen kulminierende bürgerliche Familienkultur und die Tendenz zum Idyllisieren innerhalb der Literatur für Kinder, die Schedler dem ebenso lang anhaltenden Einfluss der Reformpädagogik anlastete. Andere Literatur- und Medienwissenschaftler und Didaktiker, wie zum Beispiel Dieter Richter, Jochen Vogt, Johannes Merkel und Heinz Hengst enttarnten Kinderbücher mit den Mitteln der Ideologiekritik als „heimliche Erzieher“³ und Verbreiter einer autoritären und obrigkeitstaatlichen Mentalität. Bereits 1972 hatte Otto F. Gmelin ein Buch mit dem provokanten Titel *Böses kommt aus Kinderbüchern* publiziert, 1977 folgte eine zweite überarbeitete Auflage: *Böses aus Kinderbüchern und ein roter Elefant*. Der Arbeitskreis „Kinder – Bücher – Medien – Roter Elefant“ war 1976 gegründet worden, als Gegengewicht zum offiziellen „Arbeitskreis für Jugendliteratur“.

Klaus Doderer, der zu den Gründungsmitgliedern des „Roten Elefanten“ zählte⁴, äußert sich im Gespräch nicht nur zu der Geschichte dieser Vereinigung, sondern auch zu den Veränderungen der Maßstäbe im Bereich der Kinder- und Jugendliteraturkritik, zur Bedeutung ideologiekritischer Ansätze und zur Auseinandersetzung mit der kinder- und jugendliterarischen Überlieferung.

Folgende fünf – zuvor verabredete – Fragen bildeten die Schwerpunkte des Gespräches zwischen Klaus Doderer, Bernhard Rank und Gina Weinkauff, das hier in gekürzter und überarbeiteter Form wiedergegeben wird:

- Hat die Entstehung des Frankfurter Instituts für Jugendbuchforschung etwas mit den Jahren und dem Geist der 68er zu tun?
- Wie kam es zur veränderten Sicht auf die „Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur“?
- Tut sich bei der Bewertung von Kinder- und Jugendliteratur ein Spannungsfeld auf (zwischen „pädagogischer Intention“ und „literarischer Qualität“)?
- Soll man den „Roten Elefanten“ nachtrauern?
- Ursula Wölfels *Graue und grüne Felder* – Ist das ein literarischer Fall für sich?

Hat die Entstehung des Frankfurter Instituts für Jugendbuchforschung etwas mit den Jahren und dem Geist der 68er zu tun?

Doderer: Ich darf ein klein wenig ausholen, denn mit einem Ja oder Nein wären Sie sicher nicht zufrieden. Nach dem 2. Weltkrieg gab es nirgendwo im akademischen Raum eine Institution, die sich mit den Fragen der Kinder- und Jugendliteratur beschäftigt hat. Es wuchs in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg aber eine neue Kinder- und Jugendliteratur heran, und in diesem Wachstum der Kinder- und Jugendliteratur gab es auch Erscheinungen, die von der Öffentlichkeit, von der Kritik und auch von den Politikern nicht gar zu gerne gesehen wurden. Ich erinnere nur an das Wachstum der Comics. Es gab also eine allmählich wachsende öffentliche Diskussion, ohne dass der akademische Betrieb in der Bundesrepublik Deutschland bzw. in den vier Zonen sich darum gekümmert hätte. Es gab Kräfte außerhalb der Universität, die sagten, es wäre doch gut, wenn sich endlich einmal die Universitäten dieses Teils der Literatur annähmen. Nun war ja die Frankfurter Universität für gesellschaftliche Probleme und Fragestellungen besonders aufgeschlossen. Dennoch ging die Initiative zur Gründung des Instituts nicht von der Universität aus. Da war zunächst einmal die Stadt Frankfurt. Nach der Gründung der DDR übernahm Frankfurt die Buchmesse und schmückte sich mit dem Titel „Stadt des Buchhandels“. Der Börsenverein des deutschen Buchhandels hatte auch sein Quartier in Frankfurt und war ebenso interessiert. Als dritte treibende Kraft ist das für Jugendfragen zuständige Bundesministerium zu nennen, das heute noch besteht und immer wieder einen anderen Namen hat. Ich will die Einzelheiten hier jetzt nicht ausbreiten, denn meine Frage lautet ja nicht, wie kam es dazu, sondern was hat das mit 1968 zu tun. Ich würde sagen, der genius loci hat etwas damit zu tun, und wenn ich das sagen darf, auch meine eigene Person. Mir wurde die Leitung dieses Instituts angetragen und ich habe sie gerne übernommen.

Ich war studierter und promovierter Germanist, aber ein kritischer Germanist, der nicht immer mit der germanistischen Ausbildung einverstanden war. Ich habe, als ich aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt war, angefangen zu studieren und wurde allenfalls mit Stefan George oder Rilke als Gegenwartsautoren bekannt gemacht. Weiter ging die Gegenwart in der Germanistik seinerzeit dort, wo ich war, kaum. Ich will meine eigene Biografie hier nicht ausbreiten, aber ein bisschen hat meine Biografie zu tun mit dem Wunsch, etwas zu ändern. Es schien mir vernünftig, eine literarische Sparte, die bisher ignoriert worden ist, endlich zu beachten. Dazu kommt, dass ich einige Jahre Volksschullehrer war und Lesebücher vorfand, die nur ganz, ganz wenig mit dem zu tun hatten, was zum literarischen Haushalt der Elternhäuser und der Kinder, die ich zu unterrichten hatte, gehörte. Zudem habe ich meine neue Aufgabe auch als Beitrag zu jenen Veränderungen innerhalb des konservativen universitären Haushalts angesehen, mit denen ich selber, die Studenten und auch ein Teil meiner Kollegen sympathisierten. Es waren im übrigen nicht die Germanisten in Frankfurt, sondern vor allem die Soziologen, das Institut für Sozialforschung, die sich für die Arbeit des Instituts für Jugendbuchforschung interessierten und mich auch persönlich förderten. Ich konnte durch Vermittlung von Max Horkheimer eine Studienreise durch die USA

³ Dieter Richter / Jochen Vogt (Hg.): *Die heimlichen Erzieher. Kinderbücher und politisches Lernen*. Reinbek: Rowohl 1974

⁴ Er ist jedoch 1980 ausgetreten.

antreten. Als die Studentenzeitung Diskus, die es damals noch gab, zu uns kam, um mich zu interviewen, sagten die: Eigentlich macht ihr - das Du war ja in diesen Kreisen sehr schnell da - eigentlich macht ihr genau das, was wir gerne hätten, auch in den anderen Instituten. Das Ganze kann man auch politischer sehen und sich fragen, ob hinter dem Anliegen des Instituts so etwas wie eine Spiegelung des ideologischen Konzepts der Studentenschaft und der Reformkräfte steckte. Schließlich fragten wir ja im Institut, und zwar mit Hilfe der Studenten: Wie sieht denn die Ideologie in diesen Kinderbüchern aus? Und wir stießen sehr schnell darauf, dass diese Literatur teilweise von uralten Vorstellungen kultureller und moralischer Art geprägt war: Brave Kinder sind die besten Kinder, nur keine Aufmüpfigkeit!

Weinkauff: Dieser ideologiekritische Impetus war ja charakteristisch für die Zeit, und die Herangehensweise an die Kinder- und Jugendliteratur war damals nicht gerade subtil. Man merkt es schon an den Buchtiteln: *Böses kommt aus Kinderbüchern, Die heimlichen Erzieher, Schlachtet die blauen Elefanten*. Wie beurteilst Du diese Schriften im Nachhinein mit Blick auf ihren historischen Beitrag für die Entwicklung der Kinder- und Jugendliteraturforschung und -theorie?

Doderer: Also das war eine kurze Phase, die sich, wenn man das von Seiten des Publikationswesens aufrollen sollte, teilweise in sogenannten Graudrucken manifestierte. Denn die herkömmlichen Verlage nahmen das, was die Jungen da nun publizieren wollten, gar nicht auf und so wurden oftmals in Garagen oder in Hinterhöfen oder in Studentenbuden mit einem Vervielfältigungsapparat Sachen gedruckt und ausgegeben. Ich habe sogar eine hier dabei: *Das rote Kinderbuch Nr. 1* (Oberbaumverlag). Das waren für mich interessante Randerscheinungen, allemal des Beobachtens wert. Warum kamen denn damals junge Leute dazu, so etwas zu propagieren, sich dahinter zu stellen und zu glauben, dass dieses die seitherige Kinder- und Jugendliteratur ablösen müsste? Im Institut beschäftigten wir uns zunächst mit der Grundfrage: Wie sehen die Ideen aus, die in den herkömmlichen Kinderbüchern vertreten werden? Wir praktizierten also die Methode der Ideologiekritik, die heutzutage sehr mit Zweifel versehen wird, die aber meines Erachtens nach wie vor ihre Berechtigung hat. Ich gebe allerdings zu, dass sie nur sinnvoll ist, wenn sie im Bereich der Ästhetik äußerst subtil gebraucht wird.

Wie kam es zur veränderten Sicht auf die „Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur“?

Weinkauff: Jetzt sind wir ja eigentlich schon fast bei der zweiten Frage, der nach den Klassikern, denn die herkömmlichen Kinderbücher, das waren ja die sogenannten Klassiker der Kinderliteratur, die Du und die das Institut einer ideologiekritischen Revision unterzogen haben.

Rank: 1969 haben Sie Ihr Buch über „Klassische Kinder- und Jugendbücher“ herausgegeben. Darin gibt es auch einen Aufsatz über Heidi, der dann in der Presse auch ein entsprechendes Echo gefunden hat: Der Grundtenor: „Herr Professor zieht gegen Heidi zu Felde“.

Doderer: „Heidikiller“ wurde ich genannt.

Rank: Sie haben die damalige Beschäftigung mit den „Klassikern“ unter das Stichwort „Ideologiekritik“ gestellt und sich vorrangig mit den Inhalten dieser Texte beschäftigt. Ihr Beitrag zu *Heidi* trug die Überschrift: *Wirklichkeit und Verklärung*. Nach 25 Jahren, also 1993, haben Sie im Börsenblatt des Deutschen Buchhandels einen kurzen Aufsatz über die Rückgewinnung der Klassiker geschrieben, und für mein Empfinden herrscht dort eine andere Sichtweise vor. Sie gehen von der Beobachtung aus, dass die Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur in neuen Ausgaben und in der Rezeption wieder stärker beachtet werden und erklären diese Veränderung in der Bewertung durch das, was Sie „Dialektik im diskursiven Fortschreiten“ nennen. Könnten Sie dieses Stichwort hier etwas näher erläutern? Der Begriff der „Dialektik“ stammt ja noch aus den 70er Jahren, aber es gibt für Sie offensichtlich so etwas wie ein „diskursives Fortschreiten“ und eine Rückgewinnung von Klassikern, auch von *Heidi*, unter veränderten Vorzeichen. Wie stellt sich das für Sie dar, der Sie durch die beiden Veröffentlichungen, die ich genannt habe, direkt in diese veränderte Sicht eingebunden waren?

Doderer: Herr Rank, wenn Sie das so sagen, scheint es mir, dass Sie mir fast unterstellen, ich hätte meine Positionen gewechselt. Zwischen 1970 und 1993. Dagegen muss ich mich etwas sperren. Die Dialektik kommt von Hegel und nicht aus den 70er Jahren, ist also viel älter. Dialektik meint in diesem Zusammenhang, dass sich in einer bestimmten Zeit ein bestimmtes Bewusstsein und ein Verhältnis zu den Dingen bildet. Dass keiner aus seiner Zeit herausfallen kann, dass die Zeit fortschreitet, und dass wir 1993 in einem anderen Jahrzehnt sind als 1970. Damit verändert sich meines Erachtens innerhalb dieses dialektischen Prozesses auch das Verhältnis zu dem, was man 1970 zu kritisieren hatte. Die Grünen etwa, die gab es 1970 noch gar nicht. Die haben sich in diese Naturideen der Heidi anders hineindenken können als wir, die wir 1970 sagten, wir müssen von dieser sentimental Verherrlichung der Natur und auch von der religiösen Sentimentalität, wenn Heidi am Ende noch zur Bekehrung ihres Großvaters beiträgt, wegkommen. Das Element der Naturverbundenheit wird 1990 anders zu sehen sein. Im übrigen habe ich in meinem Beitrag damals im Börsenblatt lediglich versucht zu beschreiben, was passiert ist. Dass nämlich nach diesem ziemlich scharfen Angriff auf die sogenannten Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur, die in den 70er und 80er Jahren tatsächlich zu Veränderungen führten und auch die Klassiker-

Ausgaben etwas in den Hintergrund treten ließen, in den 90er Jahren auf einmal eine Klassiker-Renaissance einsetzte. Da frage ich mich: Wie kommt so etwas?

Mein Erklärungsversuch in diesem Aufsatz setzte, wenn ich mich noch recht erinnere, an dem Konzept „Problemliteratur“ an. Ich kann diesem Ausdruck bis heute nicht viel abgewinnen, er steht aber für vieles in der Theorie der Kinderliteratur. Als ob es eine Literatur ohne Probleme gäbe! In den 70er und 80er Jahren war Kinderliteratur sehr stark von Forderungen der Theoretiker bestimmt. Und die favorisierten Texte waren diejenigen, in denen realistisch die Probleme gegenwärtigen Lebens zur Sprache gebracht wurden. Die Rückkehr zu einem etwas konservativeren Denken könnte eine Art Saturierungserscheinung gewesen sein. Von der Art Problemliteratur hatte man genug. Man sagte sich: Ganz so schlimm können die Klassiker nicht gewesen sein und griff auf Altbewährtes zurück.

Im Übrigen macht mir auch der Begriff „Klassiker“ enorme Schwierigkeiten. Wenn ich Sie alle fragen würde, was Sie unter Klassikern verstehen, hätten wir am Ende so viele Meinungen wie hier Anwesende. Zunächst einmal meint der Begriff in der Germanistik die klassische Epoche der deutschen Literatur und deren an der Antike orientiertes Verständnis von Klassizität. Wenn man diesen Begriff auf Kinderbuchklassiker überträgt, erleidet man Schiffbruch, das geht einfach nicht. Welche Gemeinsamkeiten bestehen zwischen *Don Quichotte* und *Max und Moritz*, zwischen *Pinocchio* und *Tom Sawyer und Huckleberry Finn*, abgesehen davon, dass es beliebte Kinder- und Jugendbücher sind, die sich nicht zuletzt infolge einer Art Trägheitsmechanismus sehr lange auf dem Markt halten. Eltern wollen ihren Kindern geben, was ihnen selbst Spaß gemacht hat. Dadurch kann sich natürlich die Entwicklung eines der Gegenwart angemessenen literarischen Bewusstseins verzögern.

Rank: Da würde ich gerne direkt nachfragen: Sie kennen ja wahrscheinlich Reinbert Tabbert und seinen Versuch, in dem Textfeld, in dem wir uns jetzt gerade bewegen, mit dem Begriff „erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher“ zu arbeiten und die Faktoren des Erfolgs näher zu bestimmen. Zu diesen Faktoren gehören auch solche Dinge wie die geschichtliche Einbindung, die Verwurzelung von *Heidi* im Nationalmythos der Schweiz und auch mediale Bearbeitungen, also eine ganze Vielzahl von verschiedenen Faktoren. Wie ich Sie jetzt verstehe, scheint Ihnen der Begriff „erfolgreiche Kinder- und Jugendbücher“ demnach angemessener als der Begriff „Klassiker“.

Doderer: Ja, sicher. Ich möchte eine Erfahrung schildern, die Sie vielleicht als Lappalie ansehen, die aber für uns damals eine Überraschung war. Als wir in den 60er Jahren anfangen uns mit den Klassikern zu beschäftigen, da gab es eine Studentenuntersuchung über Coopers *Lederstrumpf*. Wir stellten fest, dass keine einzige Jugendausgabe dem Originaltext entsprach, dass es *Lederstrumpf*-Ausgaben gab, in denen höchstens noch 10% des Textes aus der amerikanischen Originalausgabe vorhanden waren. Wenn man das als Klassiker ausgibt, kommt man, glaube ich, nicht sehr weit. Trotzdem gibt es in der neueren Jugendliteraturwissenschaft immer noch diesen antiquierten Kanon-Begriff. Man sucht nach Jugendliteraturklassikern von kanonischem Rang.

Weinkauff: Die Rede ist von Bettina Kümmerling-Meibauers Lexikon *Klassiker der Kinder- und Jugendliteratur*. Ich finde es auch absurd, in der heutigen Zeit einen Kanon festschreiben zu wollen. Trotzdem gibt es einen Aspekt der Arbeit Bettina Kümmerling-Meibauers, den ich für sehr bedeutsam halte, und das ist ihr komparatistischer Ansatz. Ich möchte diesen Aspekt gerne in unser Gespräch einbringen. Dein Argument, Klaus, dass es in der deutschsprachigen Kinder- und Jugendliteratur so etwas wie eine klassische Kunstepoche nicht gibt, finde ich ganz einleuchtend. Aber im anglophonen Sprachraum spricht man ja beispielsweise vom „Golden Age of Children’s Literature“ und meint damit die Entstehungszeit solcher (auch internationaler) Kinderbuchklassiker wie *Alice’s Adventures in Wonderland* (1865), *The Wind in the Willows* (1908), *The Secret Garden* (1911) oder *Peter Pan* (1911). Eine kinderliterarisch besonders produktive Periode also, in der Texte entstehen, die nicht nur sehr erfolgreich bei ihren Lesern sind, sondern die auch Muster ausprägen. Sind die beiden Kinderliteraturen, die deutsche und die englische, wirklich so verschieden oder haben wir es beim „Golden Age of Children’s Literature“ letztlich auch nur mit einer ideologischen Zuschreibung zu tun, der wir bloß deswegen unkritischer gegenüberstehen, weil wir die englische Kinderliteratur nicht so gut kennen wie unsere eigene?

Doderer: Dann läuft es wohl auf eine etwas willkürlich gesetzte Begriffsbestimmung hinaus. Ich weiß nicht, inwieweit ein solcher Begriff durch die Realität gedeckt ist. Aber wenn ich in diesen Bahnen denke, könnten wir sozusagen auch ein „golden age“ oder zwei „golden ages“ für unsere Kinderliteratur aufmachen: Das eine wäre dann die Romantik und das andere wären vielleicht die letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts, wo eine Nöstlinger, ein Härtling, ein Janosch, ein Krüss und ein Gugenmos geschrieben haben. Niemand kann wissen, wie es weiter geht, ob wir in 10 Jahren noch ein solches „golden age“ sehen können. Ich wende mich aber strikt dagegen, dass man mit dem Begriff „Klassiker“ ein Grundwertesystem verbindet. Wenn ein Buch den Grundwert hat, dann ist es ein Klassiker, andernfalls es ist keiner.

Tut sich bei der Bewertung von Kinder- und Jugendliteratur ein Spannungsfeld auf (zwischen „pädagogischer Intention“ und „literarischer Qualität“)?

Rank: Die dritte Frage betrifft die Spannung zwischen den pädagogischen Intentionen von Kinderliteratur und ihrer literarischen Qualität. Direkter Anknüpfungspunkt ist wieder ein Buch von Ihnen. Erschienen ist es im Jahre 1981, und die beiden Veröffentlichungen, die ich aus ihrem umfangreichen Werk herausgegriffen habe, umrahmen quasi die 70er Jahre: 1969 das zu Klassikern, 1981 Ästhetik der Kinderliteratur mit dem Untertitel Plädoyers für ein poetisches Bewusstsein. Wäre es legitim, das Buch von 1981 auch zu sehen als eine Reaktion auf die stark pädagogischen Tendenzen, die die Kinderliteratur der 70er Jahre geprägt haben, oder sehen Sie die Kinderliteratur der 70er Jahre nicht so dominiert von pädagogischen Intentionen wie etwa Gerhard Haas, der insgesamt dieser emanzipatorischen Kinderliteratur vorwirft, dass sie eigentlich dasselbe macht wie die Kinderliteratur früherer Epochen, nur unter veränderten Vorzeichen? Das Muster bliebe also gleich, ausgewechselt werden nur die Inhalte. Und von der literarischen Qualität der Texte habe bisher niemand gesprochen, was unter einer sozialwissenschaftlichen Perspektive auch nicht als notwendig erschien.

Doderer: Wovon vorhin die Rede war, das war die sogenannte emanzipatorische Kinder- und Jugendliteratur, die Gerhard Haas meint und mit Recht kritisiert. Die ist in den 70er Jahren von ein paar Leuten doktrinär vertreten und in kleinen Zirkeln politisch umgesetzt worden. Man unterstellt den 68ern pauschal eine Position, die allenfalls von einem kleinen Teil doktrinärer Abspalter vertreten wurde, wenn man glaubt, die hätten eine neue Pädagogik aus der Literatur machen wollen.

Aber was in diesen Jahren gemeint war, zumindest von mir vertreten wurde, das war eine Befreiung der Literatur aus den Krallen der Pädagogik. Wir wollten – wenn ich „wir“ sage, meine ich die Frankfurter Schule der Kinder- und Jugendliteraturforschung –, dass die Werke von Guggenmos, Krüss, Härtling oder Janosch nicht auf ihren pädagogischen Nutzen hin befragt werden.

Ganz praktisch auf die Situation in der Schulklasse übertragen heißt das, ein Gedicht unter Umständen einfach stehen lassen, anstatt es zu „zerklären“, seine poetische Substanz respektieren und die Schüler ernst nehmen. Und das verträgt sich nicht mit der alten Lehrerfrage „Was will uns der Dichter damit sagen“. Das war die Position, die ich auch mit 1968 verbinde. Und soweit ich konnte, habe ich auch meinen Kollegen und meinen Studenten, Kommilitoninnen und Kommilitonen zu übermitteln versucht, dass die Literatur ernst genommen wird in ihrer ästhetischen Substanz, dass selbst der verpönte Struwwelpeter nicht einfach ideologisch missverstanden werden darf.

Weinkauff: Aber hat nicht die Tagung zur Ästhetik der Kinderliteratur, aus der dann dieser Band hervorgegangen ist, doch eine Art von Abkehr von einer reinen ideologiekritischen Betrachtungsweise der Kinderliteratur signalisiert?

Doderer: Ja, ja, jetzt verstehe ich das Dilemma, in das ich hier hinein manövriert werde! Ideologiekritik habe ich ja vorhin gerechtfertigt. Diese Methode zu verwenden heißt aber nicht, durch sie zur pädagogisch-didaktischen Indoktrination zu gelangen. Vielmehr heißt es, die Freiheit gewinnen und die ästhetischen Substanz stehen lassen. Ich würde sagen: Jedes Werk, also auch der Guggenmos in einem Nonsensgedicht, hat natürlich eine Vision, etwas was vermittelt werden soll, eine message oder wie man das auch immer nennen will. Ich erinnere mich, lange bevor ich das Institut übernommen hatte, wurde ich einmal gebeten - gestatten Sie mir, dass ich das so einblende - auf einem pädagogischen Kongress einen Grundsatzvortrag über den Deutschunterricht zu halten. Im Anschluss entstand eine Debatte, die sich an einer kleinen Stelle in meinem Vortrag entzündete. Ich hatte nämlich gesagt, der verantwortungsvolle Lehrer müsse seine Kinder so ernst nehmen, dass er ihnen sein Wissen um die Brüchigkeit unserer Welt nicht vorenthält. Dazu habe ich Kafka zitiert, die Fabel von der Katze und der Maus.⁵ Es geht darum, dass eine Maus sich in einem Irrgarten verheddert und fragt: „Wie komme ich denn nun hier raus?“ Und die Katze über ihr sagt: „Du musst nur deine Laufrichtung ändern.“ Dann endet aber der letzte Satz der *Kleinen Fabel* Franz Kafkas: „... und fraß sie auf“. Das ist mir dann angekreidet worden: Man könne Kindern, die doch möglichst in einer heilen Welt zu leben hätten und denen man die heile Welt bewahren müsse, so etwas nicht anbieten. Meine Position ist, dass das literarische Kunstwerk, wenn es diesen destruktiven Teil hat, ebenso an Kinder gegeben werden kann wie eines, das schön mit happy end ausgeht.

Rank: Aus dem, was Sie zum „Zerklären“ von Gedichten sagten, möchte ich eine Hypothese entwickeln. Ob sie zutreffend ist, möchte ich gerne aus Ihrer Sicht beurteilt wissen. Mir fällt auf, dass die Position, ein Gedicht einfach „stehen zu lassen“ und es nicht zu „zerklären“, eigentlich etwas Unzeitgemäßes ist, wenn man es auf die 70er Jahre bezieht. In der Literaturdidaktik war dieses Jahrzehnt ja dominiert durch einen stark analytischen Umgang mit Literatur. Die Position des „kritischen Lesens“ kennen Sie ja aus Ihrer Frankfurter Nachbarschaft, und es waren Leute wie Gerhard Haas - und jetzt höre ich es bei Ihnen auch -, die von der Literaturerfahrung und

⁵ Gemeint ist die *Kleine Fabel*: ‚Ach‘, sagte die Maus, ‚die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so breit, dass ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, dass ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, dass ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im Winkel steht die Falle, in die ich laufe.‘ – ‚Du musst nur die Laufrichtung ändern‘, sagte die Katze und fraß sie.“

vom Lesen ausgehen, die auch stärker in der Kinderliteratur verwurzelt sind. Gerhard Haas z.B. hat schon in den 70er Jahren das Moment betont, dass Literatur etwas ist, was nicht primär dafür gemacht und geschrieben wurde, dass man analytisch damit umgeht. Deshalb meine Hypothese: Könnte es sein, dass diese literaturdidaktische oder literaturpädagogische Position auch sehr stark geprägt ist von dem Gegenstand, mit dem Sie sich beschäftigen, also mit der Kinderliteratur und eben nicht mit Literaturgeschichte und den „klassischen“ Texten, auf die sich die herkömmliche Literaturwissenschaft bezieht?

Doderer: Sie meinen, dass die Kinderliteratur sozusagen gar nicht so viel Material enthält, das kritisch analysiert werden könnte?

Rank: Nein, das nicht, sondern weil kinderliterarische Texte eine andere Art des Umgangs erfordern und das auch für diejenigen, die sich theoretisch mit diesem Gegenstand befassen. Beim Lesen und bei der Beschäftigung mit Kinderliteratur werden das Lesevergnügen und der ästhetische Genuss immer schon mit beachtet. Diese beiden Dinge will man als Leser und als Forscher auch nicht zerstört haben und auch nicht hinter inhaltlichen Gesichtspunkten zurückstellen.

Doderer: Wenn ich Ihre Bemerkung recht verstehe, dann meinen Sie doch, dass derjenige, der sich mit Kinderliteratur beschäftigt, diesem Wunsch, kritisch mit Literatur umzugehen gar nicht so aufgeschlossen gegenüberzustehen braucht wie derjenige, der sich mit der, ich nehme den Ausdruck, den ich nicht gerne gebrauche, „Erwachsenenliteratur“ beschäftigt?

Rank: Für die 70er Jahre gesprochen, weil damals nach meiner Einschätzung das Analysieren und die kritische Distanz zu Texten jeglicher Art das dominante Lesemodell und das vorherrschende Verfahren im Literaturunterricht waren. Auch in Ihrem Buch über die „Klassiker“ scheint mir das das vorrangige Interesse gewesen zu sein.

Doderer: Es schließt das eine ja auch nicht das andere aus. Also nicht, dass ich so verstanden würde, als müsse man den Text einfach stehen lassen und dürfe sich sonst keine Gedanken machen, und er erschließe sich sozusagen von alleine. Nein ich selbst habe mit meinen Mitarbeitern ein Lesebuch auf der Grundlage einer sogenannten Literaturgrammatik herausgegeben.⁶ Das Buch wurde allerdings von einigen Ländern wegen seiner all zu forschenden Art und Weise des Herangehens nicht genehmigt. Das ist eine andere Geschichte. Aber diese Literaturgrammatik sollte durchaus Wissen vermitteln über Literatur. Zum Beispiel: Was ist eine Reportage, was eine Kurzgeschichte, ein Märchen oder eine Ballade? Was ist unter einem Telegramm zu verstehen, was ist ein Endreim, was sind freie Rhythmen? Welche Ideen stecken in einem Gedicht, das angeblich von Tieren handelt, aber die Tiere gar nicht meint, sondern symbolhaft angelegt ist? Solche informativen Fragestellungen gehören natürlich generell nicht nur in die Höhere Schule sondern auch in die Grundschule und sogar in den Kindergarten. Um Gottes Willen nur nicht solche Unterschiede machen: Die einen dürfen sich intellektuell frei bewegen und die anderen, die Kleinen, sitzen da und lesen nur. So würde ich das nicht sehen.

Soll man den „Roten Elefanten“ nachtrauern?

Weinkauff: Jetzt kommt die Frage nach den „Roten Elefanten“. Die hat für mich auch einen persönlichen Hintergrund. Dass ich damals noch ziemlich jung war – der „Rote Elefant“ wurde 1976 gegründet, da hatte ich gerade erst mein Studium begonnen – hat mich nämlich nicht daran gehindert, mit dem Verein zu sympathisieren und ich war auch bei einigen Tagungen dabei. Rückblickend finde ich neben den Zielen des Roten Elefanten und den ebenso wirkungsvollen wie originellen Formen seiner Öffentlichkeitsarbeit vor allem auch die Zusammensetzung der Mitgliedschaft interessant. Und zwar deswegen, weil das Handlungssystem Kinder- und Jugendliteratur sich seither so einschneidend verändert hat, dass so etwas heute kaum noch vorstellbar wäre. Bei den Roten Elefanten arbeiteten nämlich Autorinnen und Autoren, Medienleute, Wissenschaftler(innen) und „Multiplikatoren“ aus Buchhandlungen, Verlagen, Bibliotheken und Schulen zusammen. Das scheint mir für die Kinder- und Jugendliteraturszene der fünfziger, sechziger, siebziger und frühen achtziger Jahre überhaupt charakteristisch. Danach haben sich, wie es scheint, zumindest der Kulturbereich und der Wissenschaftsbereich stärker voneinander separiert. Lieber Klaus, falls Du um die „Roten Elefanten“ nicht trauerst, vielleicht hast Du ja eine Erklärung für diese Entwicklung?

Doderer: Die Entstehungsgeschichte der „Roten Elefanten“ ist die Geschichte einer Protestbewegung. Der Protest richtete sich gegen die literarische Bevormundung der Jugend in den Familien, Schulen, Bibliotheken, in den Lektoraten der Verlage und in der Kritik. Beispiel und zugleich konkreter Anlass: Da sollte ein staatlicher Jugendliteraturpreis vergeben werden, aber die Jury darf nicht entscheiden weil der Minister seine Genehmigung verweigert.⁷ So ist dann später⁸ der „Rote Elefant“ entstanden, eine ziemlich bunt zusammengesetzte Vereini-

⁶ Lesarten. Arbeitsbücher und Textbücher für den Deutschunterricht in Schulen vom 2.-10. Schuljahr (Hrsg. mit D. Boueke u.a.). Düsseldorf: Bagel 1974

⁷ Gemeint sind Unstimmigkeiten im Zusammenhang mit der Auszeichnung des Jugendsachbuches *Gesellschaft und Staat – Lexikon der Politik* (Hanno Drechsler, Wolfgang Hilligen, Franz Neumann, Signal-Verlag 1970). Bei der Preisverleihung

gung. Da waren Schriftsteller dabei, Verleger, Pädagogen, Liedermacher. Die meisten davon waren junge Leute mit antibürgerlichen Lebensvorstellungen. „Trau' keinem über Dreißig!“ war eine vielfach zitierte Parole. Anhänger des Konzepts einer antiautoritären Erziehung (*Summerhill* hatte man gelesen) und der Zielvorstellung einer auf Emanzipation und Befreiung von konventionellen Vorurteilen basierenden solidarischen Lebensweise trafen sich, man diskutierte über „Kinderläden“, Kinderbuchhandlungen, Kindersprache und Texte von Kindern, Jugendjurs, Jugendhäuser und Kinder- und Jugendtheater. Reformpädagogisches Gedankengut (etwa aus der „Vom-Kinde-aus“-Bewegung) floss ein. Auch Walter Benjamins Hinwendung zur Kinderliteratur wurde entdeckt.

Bei der Gründungsversammlung ging es darum: Schreiben wir Elefant mit „ph“ oder mit „f“? Da war es Otto F. Gmelin, der Verfasser des damals viel zitierten Buches *Böses kommt aus Kinderbüchern*, der die Kreide nahm und sagte, wir schreiben es natürlich mit „f“, fortschrittlich.

Es war eine Oppositionsgruppe mit ihrem eigenen Konzept und das führte dann zu Zeitschriftengründungen usw. Es hat geholfen, denn so klein die Gruppe auch war, der große Arbeitskreis für Jugendliteratur musste immer ein bisschen dahin schielen: Was sagen denn die dazu? Der „Rote Elefant“ war sozusagen das Salz in der Suppe. Die Gruppe hat sich aber nach meiner Meinung dann zu stark in das Sektiererische verloren, so dass ich ihnen dann nach einiger Zeit in aller Offenheit einen Abschiedsbrief geschrieben habe. Denn ich wollte nicht unbedingt nur mit Sandalen rumlaufen, im Zelt übernachten und abends Bier aus der Flasche trinken. Die Ideale mussten m.E. in einem langen Weg durch die Institutionen weiter verfolgt werden.

Es gibt übrigens noch Reste der „Roten Elefanten“. Der Verein hat sich aufgelöst, aber es gibt noch eine Liste von empfehlenswerten Büchern, die von Berlin aus vertrieben wird. Ich glaube, sie heißt auch noch Liste der „Roten Elefanten“.⁹

Ursula Wölfels „Graue und grüne Felder“ – Ist das ein literarischer Fall für sich?

Doderer: Wer das Buch kennt und bisher der Diskussion hier gefolgt ist, wird die Frage für sich beantworten können: Es ist kein besonderer Fall, es passt hinein in die Zeit, in der dieses Buch erschienen ist (1970). Ich kann vielleicht ein paar Hintergrunderklärungen dazu geben: Ursula Wölfel war eine Zeit lang meine Mitarbeiterin und Assistentin. Sie schrieb damals als akademische Mitarbeiterin Kinder- und Jugendbücher und bekam dann sogar den deutschen Jugendbuchpreis, einen der ersten, die damals vergeben wurden.¹⁰ Theodor Heuss als damaliger Bundespräsident war, glaube ich, bei der Preisverleihung sogar dabei. Wir, Ursula Wölfel und ich, haben natürlich oft miteinander diskutiert, auch über wissenschaftliche Themen. Sie hat damals beispielsweise einen Aufsatz über den Zustand der Leserforschung geschrieben. Sie hatte ja eine pädagogische Ausbildung, war Sonderschullehrerin und hat dieses soziale Element Kindern gegenüber in besonderer Weise in sich getragen. In ihrem Aufsatz äußerte sie die Meinung, dass jede Systematik innerhalb der Leserforschung eigentlich zu nichts führt - sei es die Einteilung in Lesealter oder in Leserschichten oder eine Systematik des Hochlesens. Wenn man das überdenkt, dann muss man eigentlich sagen: Wer so viel Angst hat vor Systematisierung, vor der Abstraktion, die unter Umständen die tatsächliche Wirklichkeit gar nicht mehr trifft, der tut gut daran, wenn er sich konzentriert auf das, was er kann, auf das sprachliche Gestalten und auf das direkte Ansprechen der Mädchen und Jungen im ersten Lesealter. Für die Kinderliteratur war es jedenfalls gut, dass Ursula Wölfel Schriftstellerin geworden ist und nicht Wissenschaftlerin.

Die Geschichten, die sie damals geschrieben hat, waren allesamt im Sprachduktus sehr, sehr nahe an dem, was sie selbst unter Kindern um sich herum erlebt hat. Sie war stets darauf bedacht, auf Kinder mit Zartheit und mit Achtsamkeit zuzugehen. Und nun stießen die Vorstellungen der 68er und deren politisch-gesellschaftskritische Implikationen mit ihrer Behütungsgrundvorstellung zusammen. Sie hört z.B. von der Schwester Gudrun Pausewangs (d.i. Gudrun Wilcke), von Sieglinde Wilcke, die Studentin bei uns war und dann ihre politisch-pädagogischen Ambitionen ernst genommen hat und nach Äthiopien gegangen ist, um dort in Slums zu arbeiten.

im Jahr 1971 hatte sich die damalige Bundesfamilienministerin Käte Strobel öffentlich von der Jury-Entscheidung distanziert.

⁸ Der Arbeitskreis „Kinder – Bücher – Medien – Roter Elefant“ war 1976 gegründet worden. Eine Vorbesprechung hatte im Oktober 1975 im Frankfurter Institut für Jugendbuchforschung stattgefunden.

⁹ Der Verein löste sich 1992 auf. In seinem Beitrag zur Selbstauflösung der „Roten Elefanten“ (In: *Kinder Bücher Medien* 14. Jg. 1992, H. 40, 6) zitiert Doderer aus seiner Austrittserklärung von 1980: „Ich verlasse nicht meine Vorstellungen, von denen ich ausging, als ich mithalf, den Roten Elefanten zu gründen, ich verlasse nur einen Verein.“ Und er resümiert die Geschichte des Vereins: „In der neuen Unübersichtlichkeit unserer postsozialistischen Zeit ist es vielleicht konsequent, wenn der Rote Elefant sich auflöst. Er war eine notwendige Erscheinung in den siebziger Jahren, auch noch in den achtziger Jahren. Seine Grundgedanken sind nicht überholt, vielmehr bitter nötige Implikate in den Überlegungen über zukünftige Jugend- und Kinderkultur.“ Die Empfehlungsliste *Der Rote Elefant* stellt bis heute jeden Herbst rund 70 Bücher und andere Medien in Kurzrezensionen vor und ist beim Zentrum LesARt, Berlin erhältlich (<http://www.lesart.org/publik-lieferbar.html#elefant>).

¹⁰ Für *Feuerschuh und Windsandale* im Jahr 1962; auf der Auswahlliste standen *Der Rote Rächer* (1959), *Sinchen hinter der Mauer* (1960), *Mond, Mond, Mond* (1962) und *Siebenundzwanzig Suppengeschichten* (1968).

Ursula Wölfel verarbeitet die Berichte Elisabeth Wilckes in einer Geschichte (Sintajehu). Eine andere Geschichte aus ihrem Buch *Die grauen und die grünen Felder* handelt in Südafrika (*Nur für Weiße*).

Auf diese Weise gelangten politische Themen in ihr Schreiben für Kinder und ihr bisheriger Verlag (Hoch, Düsseldorf) war nicht mehr bereit, dieses Buch zu übernehmen. Deshalb ist es schließlich im neu gegründeten Verlag Anrich erschienen der, soviel ich weiß, aus ein, zwei oder gar drei Studenten bestand und seinen Sitz in einer leer stehenden Garage hatte. So sahen die Anfänge aus. Den Satz, der im Vorwort bei ihr steht, halte ich für ganz entscheidend: „Wahre Geschichten haben nicht immer ein gutes Ende, sie stellen viele Fragen, und jeder soll die Antworten selbst finden. Diese Geschichten zeigen eine Welt, die nicht immer gut ist.“ Und dann kommt noch ein aber: „... aber veränderbar.“ In diesem Zusatz steckt der Optimismus noch drin, nämlich: Wenn ich den Kindern diese Geschichten, die schlecht ausgehen, erzähle, dann appelliere ich zugleich an sie, diese Welt zu verändern. Das ist eine politisch motivierte Kinder- und Jugendliteratur und die hat ihre Berechtigung gehabt, und ich meine, sie hat sie auch heute noch.

Weinkauff: Das Buch ist ja bis heute unglaublich erfolgreich. Es gibt viele Nachauflagen, die übrigens und das finde ich auch ganz interessant dabei, ganz anders ausgestattet sind als die Originalausgabe. In der Titelgestaltung der Nachauflagen ist die Metapher der grauen und grünen Feldern viel realistischer umgesetzt worden. Da sieht man dann zum Beispiel graue und grüne Felder mit einem Baum, der am Verdorren ist, nicht diese abstrakte Form. Also es ist sehr häufig als Buch aufgelegt worden, gerade jetzt ist eine neue Ausgabe bei Beltz und Gelberg erschienen.¹¹ Zudem wurden die Geschichten häufig in Lesebücher aufgenommen. Einige davon sind dadurch sehr, sehr bekannt geworden, *Hannes fehlt* z.B. oder auch *Mannis Sandalen*. Wie kann man sich diesen Erfolg denn erklären?

Doderer: Die Frage betrifft eines meiner Spezialthemen. Ich habe mich als Germanist ja sehr früh mit der Gegenwartsliteratur beschäftigt und meine erste wissenschaftliche Arbeit, meine Dissertation, über die Gattung der Kurzgeschichte geschrieben - das Buch ist bis heute noch manchmal Prüfungsthema, obwohl ich es längst für überholt ansehe. Die Kurzgeschichte ist in Deutschland eine Erscheinung, die erst nach 1945 in unsere Literatur hineingekommen ist und sicher sehr viele Verwandtschaften außerhalb unseres Landes hat, zum Beispiel in Amerika bei Hemingway oder in Russland bei Tschechow ihren Platz hat.

Eine solche moderne Form konnte direkt nach dem 2. Weltkrieg aufgrund der sehr konservativen und traditionellen Vorstellungen nicht in die Kinderliteratur aufgenommen werden. Erst zwanzig Jahre nach dem Aufkommen des Genres in der allgemeinen Literatur tritt nun eine Autorin auf und macht die Kurzgeschichte zu einer Gattung, die man auch in der Kinderliteratur haben kann. Die Herausgeber von Lesebüchern sind ja immer ein bisschen hinten dran, sie müssen schließlich darauf Rücksicht nehmen, was die Lehrer akzeptieren und was sie womöglich schon aus der Universität und vom Studium her kennen. Deshalb sind Lesebücher gewöhnlich konservativ. Aber jetzt sind sie offen für diese Literaturform und auch für die Texte für Ursula Wölfel.

Weinkauff: Und dadurch hat sich innerhalb der Kinderliteratur auch etwas verändert, durch diese Einführung einer neuen Gattung. Dieses Buch war ja nicht nur inhaltlich neu und innovativ, sondern es hat auch eine formale Innovation ausgelöst, was vielleicht auch ein Grund dafür sein könnte, dass es 1970 so schwer unterzubringen war.

Doderer: Mag sein, aber vor allem war dem Verleger die ganze Thematik wohl zu politisch und gesellschaftskritisch. Erinnert sei nur an die Geschichte mit der Bank, auf der kein schwarzes Kind sitzen darf, weil es eine Bank für die Weißen in Südafrika ist. Hier wurde politisch aufgeklärt, aber in Form einer Kurzgeschichte. Oder an die Kurzgeschichte von dem Jungen mit dem Down-Syndrom, der von den anderen Kindern gehänselt wird, weil er neue Schuhe anhat. Die Geschichte geht nicht gut aus. Die Geschichten gehen alle einfach nicht so aus, wie es dem Bild einer heilen Kindheit entspricht. Aber das muss, glaube ich, eine aufgeklärte moderne Gesellschaft aushalten. Hier haben die 68er und die 70er Jahre eine Öffnung bewirkt. Heute wissen wir, dass die Welt in der Literatur heil sein kann. Natürlich kann sie heil sein. Aber sie muss nicht heil sein. Große Beispiele des Nichtheilseins zu geben, bedeutet meines Erachtens auch, über das nachzudenken, was Ursula Wölfel formuliert hat: „...aber veränderbar“.

*Von Gina Weinkauff überarbeitete und von
Klaus Doderer durchgesehene Version des Gesprächs*

¹¹ Drei Ausgaben bei Anrich (bis 1984 über 100.000 verkaufte Exemplare), Ausgaben in den Verlagen Fähmann und Herold, jeweils in zwei Auflagen, 15 Taschenbuchaufgaben bei Otto Maier, eine Neuauflage bei Beltz und Gelberg (2004)